

Horst Hausleitner

Farasi



Der Jahrhundertritt durch Afrika

Sachbuch



Farasi

Horst Hausleitner

Seifert Verlag

Unveränderte eBook-Ausgabe
Copyright © 2012 by Seifert Verlag GmbH

1. Auflage (Hardcover) 2008

ISBN: 978-3-902924-10-0

ISBN des Hardcovers: 978-3-902406-47-7

Seifert Verlag GmbH
Ungargasse 45/13
1030 Wien

www.seifertverlag.at | facebook.com/seifert.verlag

Inhalt

[Idee](#)

[Planung](#)

[Südafrika](#)

[Start](#)

[Botswana](#)

[Ein vorzeitiges Ende?](#)

[Kasane](#)

[Sambia](#)

[Aufgeben nicht möglich](#)

[Die McDonalds](#)

[Die weißen Götter](#)

[Hungerbäuche und Espresso](#)

[Die Fullers](#)

[Saxophon im Busch](#)

[Problempferd Trine](#)

[Bandwurm](#)

[Durchhalten](#)

[Tansania](#)

[»Wazungu go home!«](#)

[Bürokratie](#)

[Tansanischer Alltag](#)

[Rungwa, der verheißungsvolle Ort](#)

[Esthers Zusammenbruch](#)

[Kirche, Hunger, Elend](#)

[Schlangenbiss](#)

[Lynchjustiz](#)

[Hölle Südtansania](#)

[Karatu, das andere Tansania](#) [Durst](#)

[Misty](#)

[Wiedersehen mit Freunden](#)

[Kenia](#)

»*Du hast dich entschlossen zu reisen - so geh!*«
Antoine de Saint-Exupéry

1 Idee

»Das darf doch nicht wahr sein!«, stotterte ich, nachdem ich das Kuvert geöffnet und einen flüchtigen Blick auf den Gutschein geworfen hatte. »Du auch? Wir haben uns beide eine Afrikareise geschenkt?! Das ist verrückt!«

»Ich glaube, hier hat der Zufall Regie geführt.«

»Aber wie kamst du auf Afrika?«

»Erstens waren wir beide noch nie dort, zweitens kenne ich deine Reiseleidenschaft, und drittens wolltest du immer schon dem kalten Winter entfliehen.«

»Und wann lösen wir unsere Gutscheine ein?«, fragte ich, während ich die bunten Bilder exotischer Landschaften, Löwen in der Savanne, Elefanten vor dem schneebedeckten Kilimandscharo und stimmungsvolle Sonnenuntergänge näher in Augenschein nahm. Sorgsam hatte Esther sie aus Reiseprospekten ausgeschnitten und aufgeklebt.

»Ich weiß nicht – was meinst du, zwei Urlaube oder beide miteinander verbinden?«

»Ich bin für Letzteres!«

»Ich liebe dich. Frohe Weihnachten!«

*

Ein Jahr später buchten wir einen Flug nach Nairobi, mieteten ein Auto und fuhren quer durchs Land, ausgerüstet mit Schlafsack und Zelt. Esther hatte ein fünfjähriges Engagement als Schauspielerin hinter sich, und ich hatte als Musiker Hunderte Musicalvorstellungen en suite gespielt. Nun eröffnete sich uns eine völlig neue Welt. Die Reise führte uns vom saftigen Grün an der Küste,

über den hohen Norden mit seiner Weite und Kargheit, zu den Seen des großen Grabenbruchs bis hin zu Nationalparks, die von Touristen nur selten besucht werden. Spontan entschlossen wir uns für eine Pferde-Safari, um die exotische, wunderbare Landschaft auch im Sattel zu erkunden. Dazu suchten wir Ray Focht auf, der in Mwega unweit von Nyeri Unternehmungen solcher Art anbot. Diese Pferde-Safari durch ein privates Wildreservat und die Freundschaft zu Ray sollten unser Leben entscheidend verändern.

Zu jener Zeit hatten wir eigene Pferde in unserem alten Bauernhof im Waldviertel eingestellt. Zunächst hatte es Esther einige Überredungskunst gekostet, mir das Reiten schmackhaft zu machen. Aber dann fand ich Gefallen daran, besuchte eine Reitschule und legte die Reiterprüfung erfolgreich ab.

Der gebürtige Amerikaner Ray wirkte ausgesprochen jugendlich. Nur sein schneeweißes Haar und der ebenfalls weiße Bart ließen vermuten, dass er um die siebzig sein musste. Er war Zeit seines Lebens Farmer in Amerika gewesen und hatte das Land nach seiner Pensionierung verlassen, um in Kenia seinen Lebensabend zu verbringen. Private Dinge und die Liebe zu dem Kontinent, den er seit Jahren bereiste, hatten ihn bewogen, in Kenia sesshaft zu werden und auf der Kamaruta Ranch zu leben. Er hatte dem Eigentümer versprochen, das Tourismusgeschäft mit Pferden anzukurbeln. Im Gegenzug durfte er kostenfrei auf der kolonialen Ranch, die sich im Besitz eines »Kikuyu« befand, die obere Etage bewohnen. Ray war mit Pferden aufgewachsen, kannte ihren Charakter und wusste aufgrund kleinster Anzeichen immer genau, was ihnen fehlte. Diese Sensibilität hat er sich auch gegenüber Menschen bewahrt.

Jonas, ein Maasai und Rays Angestellter, machte die Pferde reitfertig und erledigte alle Vorbereitungen äußerst fachkundig. Er war mehr als ein Bediensteter. Ray hatte ihn

quasi adoptiert und behandelte ihn wie seinen eigenen Sohn. Der dreißigjährige Jonas wiederum sah in Ray eine Vaterfigur mit allen Pflichten eines Elternteils. Anfangs missfiel mir, dass dieser Maasai Ray nach Strich und Faden ausnutzte. Aber Ray wusste über diesen Umstand Bescheid, ließ ihn großherzig gewähren, liebte Jonas bedingungslos und bezahlte ihn für seine Arbeit ordentlich. Ein Verhältnis zwischen Schwarz und Weiß, wie es mir später des Öfteren in Afrika begegnete.

Während der Pferde-Safari hatte Esther Lunte gerochen und war nach ein paar Tagen im Sattel wild entschlossen, ganz Kenia auf dem Pferderücken zu erkunden. Da ich ein ausgesprochener Kurzreiter war, kam mir der Vorschlag Esthers zwar reizvoll vor, aber ich hatte noch meine Bedenken. Mit ein wenig Training würde ich eine längere Tour von ein oder zwei Monaten schon überstehen, sagte ich mir und begann Gefallen an Esthers Vorschlag zu finden.

Mit diesen Gedanken und den überwältigenden Eindrücken von Kenia kehrten wir wieder in das kalte Europa zurück, um unseren Alltag aufzunehmen. Aus dem keimenden Samen entwickelte sich bald darauf ein zartes Pflänzchen, eine Vision. »Wenn wir schon mal dort sind, könnten wir doch auch gleich durch Tansania reiten«, spann ich Esthers Idee weiter. Wir recherchierten und kamen zu dem Ergebnis, dass geeignete Pferde nur in Südafrika zu bekommen waren. Gleich waren wir uns einig: »Wir reiten von Südafrika nach Kenia. Wir reiten von Südafrika zu Ray!«

Die Idee war geboren. Wir starteten die ersten Planungsversuche. Karten und Reiseführer mussten besorgt, Kontakte geknüpft und aufgrund unserer begrenzten finanziellen Lage Sponsoren gesucht werden. Welche Route, durch welche Länder? Wann ist die beste Reisezeit? Wie viel Liter Wasser benötigt ein Pferd pro Tag? Wie erledigt man die Grenzformalitäten? Welche

Pferderasse eignet sich für ein solches Vorhaben am besten? Welche Sättel, die Frage der Hufeisen, wie viel Gepäck kann ein Pferd tragen und so weiter und so fort. Eine unüberschaubare Liste an Fragen, die täglich größer wurde, galt es zu klären. Aber je konkreter der Plan ausgearbeitet wurde, desto unsicherer wurden wir. »War das wirklich eine gute Idee? Ist ein derart gefährliches Unternehmen durchführbar, oder leiden wir an Größenwahn?« Antoine de Saint-Exupéry schrieb in Der kleine Prinz: »Zögere es nicht raus, das ist ärgerlich. Du hast dich entschlossen zu reisen – so geh!« Dies wurde zu unserem Leitspruch. Ab nun drehte sich alles nur noch um ein Thema. Viele unserer Bekannten hielten uns für völlig durchgeknallt, andere wiederum fanden die Idee genial. Bei unseren Eltern stießen wir auf Unverständnis, unsere drei Kinder hingegen waren mächtig stolz auf ihre verrückten Alten. Also setzten wir die ersten Schritte.

2 Planung

Ich durchforstete das Internet, um herauszufinden, ob es noch andere Verrückte gab, die Erfahrung im Durchqueren des afrikanischen Kontinents mit dem Pferd besaßen. Ich fand Abenteurer, die zu Fuß, mit dem Fahrrad, Motorrad oder mit der legendären Ente Afrika durchquert hatten, doch ich fand keinen, der diese Reise hoch zu Ross gemacht hatte. Es musste einen Grund dafür geben, warum dieser Kontinent auf der Karte der Wanderreiter ein weißer Fleck war.

Dann stieß ich auf eine Seite der »Long Riders Guild«. Das ist eine Organisation mit Sitz in Amerika, deren Ziel es ist, Wandererreiter, die mehr als 1000 Meilen am Stück auf dem Pferderücken zurückgelegt haben, zusammenzuführen. Ein ideales Forum für abenteuerlustige Menschen, die das Reisen als Alltag erleben, ein Nomadenleben führen, sich nur darum kümmern, was man mit sich führt, den Zwängen der zivilisierten Gesellschaft entfliehen und ihre Freiheit genießen. Das Pferd als Freund und Transportmittel betrachten, unabhängig von der technisierten Welt sein; das entsprach genau unseren Vorstellungen. Die Motivation dieser bewundernswerten Menschen war unterschiedlich, aber eines hatten wir mit ihnen gemeinsam. Sie alle hatten eine Vision und waren von ihrem Vorhaben überzeugt; sie lebten ihre Träume.

Da Esther in englischer Kommunikation geübter war als ich, übernahm sie die Korrespondenz und stellte kurzerhand Kontakt mit dem Initiator CuChullaine O'Reilly her. Er beglückwünschte uns zu unserem Vorhaben, aber um uns ernst nehmen zu können, sollten wir eine Liste von Fragen durchgehen. Erst nach deren Beantwortung könne

er entscheiden, ob er und seine Frau Basha uns mit Rat und Tat zur Seite stehen wollten.

Wir artikulierten also unsere Vorstellungen, die ungefähre Reiseroute wurde ausgearbeitet und unsere Motivation für dieses Unternehmen beschrieben.

Die Antwort kam prompt, aber dämpfte unseren Enthusiasmus ein wenig. CuChullaine meinte, was wir vorhätten sei nichts weniger als der Ritt des 21. Jahrhunderts. Es gäbe weltweit nur wenige Gebiete, die schwieriger zu durchreiten seien als diese Gegend. Er nannte Kolumbien oder Afghanistan als Vergleich. In Afghanistan war gerade Krieg, und durch Kolumbien zu reiten sei Selbstmord. Ob wir genau wüssten, worauf wir uns da einließen?

CuChullaine wies uns darauf hin, dass eine Französin namens Laura Bougault, die dasselbe Vorhaben wie wir hatte, in Südafrika von Zulus überfallen und ausgeraubt worden war. Daraufhin hätte sie zwei Monate in einem Krankenhaus gelegen und schließlich ihre Reise in Malawi endgültig abgebrochen. Keine besonders aufbauenden Mitteilungen! Da wir uns aber wegen dieser abschreckenden Ausführungen nicht von unserem Entschluss abbringen ließen, hatte CuChullaine Vertrauen zu uns. Er glaubte, dass wir es schaffen könnten, wenn wir uns nur gründlich darauf vorbereiteten.

Ein Riesenberg von Erledigungen lag vor uns. Es stellte sich bald heraus, dass wir mit CuChullaine einen Volltreffer gelandet hatten. Er besorgte die Kontakte zu Gordon und Ria Bosnan Naysmith, die vor 40 Jahren eine ähnliche Reise unternommen hatten. CuChullaine schrieb: »Das Paar hat sich nach dieser Reise getrennt, Ria lebt derzeit in Südafrika und Gordon, der Mitglied der ›Royal Geographical Society‹ ist, in London. Man weiß nicht viel über diese Reise, das Abenteuer ist nicht dokumentiert, ein persönlicher Kontakt wäre daher wahrscheinlich sehr aufschlussreich.«

Esther buchte umgehend einen Flug nach London, um Gordon Naysmith zu treffen. Währenddessen bastelte ich an einer Webpage und versuchte Sponsoren für unser Unternehmen zu gewinnen.

Nach ihrer Rückkehr aus London berichtete Esther, dass Gordon seine Reise mit den besonders belastbaren »Basuto Ponys« aus Südafrikas Nachbarstaat Lesotho bestritten hatte. Kontakte zu Züchtern dieser Pferderasse in diesem Land zu knüpfen scheiterten allerdings. Von anderer Stelle erfuhren wir, dass das südafrikanische »Boerperd« (Burenpferd) die Kriterien für eine derart strapaziöse Reise ebenso erfülle und daher die wahrscheinlich richtige Wahl sei.

Ursprünglich fand diese Rasse als Kavalleriepferd in den Burenkriegen gegen die Engländer Verwendung. Später wurden die Tiere hauptsächlich zur Farmarbeit verwendet, aber auch bei Showvorführungen und Wettkämpfen fand man das ausgesprochen hübsche Burenpferd. Besondere Merkmale sind sein Mittelgang, eine für den Reiter bequeme Fortbewegungsart zwischen Schritt und Trab, den man als »Trippel« oder »Tölt« bezeichnet. Aber auch seine mittlere Größe, der sanfte Charakter, das ausgeglichene Temperament, seine Leistungs- und Lernwilligkeit und die harten Hufe prädestinierte es für den Busch.

CuChullaine hatte uns außerdem noch eine Kontaktperson in Südafrika vermittelt, Nola Steel, die uns einen Züchter nannte, die »Boerperde Breeders Society« von Michiel Burger, die sich in dem kleinen Örtchen Rosendaal im Oranje Freestate befindet.

Auch mit Pferdeexperten in Österreich nahmen wir Kontakt auf. »Da können wir nur abraten«, bekamen wir zu hören, oder: »Aus futtermangeltechnischen Gründen, Wassermangel, die für Pferde ungewohnt hohen Temperaturen und wegen der Gefahr tropischer Krankheiten, die durch Insekten übertragen werden, ist es

absolut unmöglich und deshalb leichtsinnig, so ein Unternehmen zu starten.«

Immer genauer kristallisierten sich die Gründe heraus, warum es in diesen Gebieten Afrikas weder Pferde gab noch Reiter, die es wagten, eine solche Reise zu Pferd zu unternehmen. Die Warnungen klangen allesamt überzeugend. Plötzlich fühlten wir uns klein und unwissend. Überschätzten wir uns? Was bildeten wir uns eigentlich ein, Esther, die Schauspielerin, und ich, der Musiker? War so ein Vorhaben nicht »Berufsabenteurern« vorbehalten?

Aber immer wieder bekamen wir Rückendeckung von CuChullaine, der uns Mut zusprach.

Schließlich konnte ich ein deutschsprachiges, monatlich erscheinendes Pferdemagazin mit Sitz in der Schweiz dazu gewinnen, unsere Reise als Serie zu dokumentieren. Wir sollten regelmäßig Berichte und Fotos an die Redaktion schicken.

Dutzende E-Mails gingen zwischen Amerika und unserer Heimatgemeinde Heidenreichstein hin und her. Von Zeit zu Zeit wurde die Planung immer konkreter. Mit den Sponsoren kam ich allerdings nur spärlich voran.

»Haben Sie schon einmal eine derartige Reise unternommen?«, war eine häufige Frage. »Nein, aber, ...«, versuchte ich überzeugend zu bleiben, legte meine Mappe vor, zeigte Esthers Publikation über unseren früheren Afrika-Trip und wies darauf hin, dass nach dieser Reise ein weiteres Buch geplant sei. Bargeld war privaten Firmen nicht zu entlocken, aber es gab doch Interessierte, die uns Rabatte auf Ausrüstungsgegenstände oder Kartenmaterial gewährten. Mein Freund Sigi, ein Zahnarzt, griff mir kräftig unter die Arme und stellte Kontakte zu Pharmafirmen her, die uns wertvolle Medikamente gratis anboten.

Würden die bestellten Sättel noch rechtzeitig ankommen? Ich hatte auf Anraten von CuChullaine ein spezielles Sattelpad ohne Sattelbaum in Italien bestellt, und Esthers Wahl war auf einen amerikanischen Armysattel

gefallen. Für beide waren das geringe Gewicht und Empfehlungen anderer Reiter ausschlaggebend. Der Packsattel musste in Kanada bestellt werden, weil nur dieser, angeblich aufgrund seiner flexiblen Einstellmechanik, auf jeden Pferderücken passen würde.

Auch beim Kauf des Kuppelzeltes wurde nicht nur auf das Gewicht, sondern verstärkt auch auf die Qualität geachtet, denn es musste einerseits ein ganzes Jahr lang als unser Zuhause dienen, jeden Tag auf- und abgebaut werden, und andererseits aber so viel Raum bieten, dass bei Regen das gesamte Equipment darin verstaut werden konnte.

Zwei selbst aufblasbare Matratzen testeten wir im Fachgeschäft, bevor wir sie zu unseren Betten erklärten. Die Schlafsäcke durften nicht zu warm sein, mussten aber auch noch bei Minusgraden behaglich sein.

Zur Navigation besorgten wir ein GPS-Gerät und zusätzlich topographische Fliegerkarten aus Amerika im kleineren Maßstab, die auf die Route abgestimmt waren. Die Nachfrage für Karten jener Gebiete, die wir durchreiten sollten, war gering, daher mussten wir sie eigens aus Berlin bestellen. Filmen oder der Gebrauch einer Digitalkamera kam wegen des hohen Batterieverbrauches nicht infrage. So beschränkten wir uns auf meine gute alte Canon.

Da wir um jedes Gramm geizten und auch nicht gewährleistet war, ob es auf dem afrikanischen Lande qualitativ hochwertiges Filmmaterial zu kaufen gab, mussten wir Kontakte knüpfen und Leute finden, die sich bereit erklärten, einen Vorrat für uns anzulegen. Esther hatte Bekannte in Botswana, wo wir auf dem Postweg die Filme deponieren konnten, um sie dann vor Ort abzuholen.

Dann versuchten wir, von der Veterinärmedizin in Wien und an der Universität München Auskünfte über Pferdekrankheiten in den Tropengegenden Afrikas zu erhalten. Obwohl die Informationen nur spärlich waren, sogen wir alles auf, was zu bekommen war. Doch in entlegenen Gebieten gab es keine Pferde und daher auch

keine Erfahrungswerte. Über diverse Impfungen erhielten wir widersprüchliche Auskünfte. So vertrauten wir darauf, dass wir vor Ort detailliertere Informationen bekommen würden.

Ich beobachtete des Öfteren auch meinen Hufschmied Werner und half mit, wenn er unsere heimischen Pferde beschlug, weil es mir sicherlich nicht erspart bleiben würde, diese schwere Arbeit selbst durchzuführen. Auch bei der Wahl des dafür notwendigen Werkzeuges wurde penibel auf das Gewicht geachtet.

Und dann war da noch die Frage der Bekleidung. Für mich und meinen sensiblen Allerwertesten kam nur das Beste in Betracht. Drei Radlerunterhosen und eine in meiner Stammapotheke für mich speziell gemischte Hirschtalgcreme wurden erstanden. Esther hingegen war nicht so anspruchsvoll. Sie besorgte in einem Armyshop um zehn Euro eine Militärhose und zwei Militärregenponchos, die gleichzeitig als Schutzplane fungieren sollten. Leichte Trekkingschuhe, zwei Paar Socken, zwei T-Shirts, und außer der Reithose noch eine Hose zum Wechseln. Das musste reichen als Garderobe für ein Jahr.

Die Zeit schritt schneller voran, als uns lieb war. Wir steuerten der Endphase entgegen, und immer noch lag ein gewaltiges Pensum an Erledigungen vor uns. Die Reiseroute stand nun in groben Zügen fest. Änderungen wurden eingeplant, da wir auf Wetterlage, Wasservorkommen und Grassituation Rücksicht nehmen mussten. Der Start lag also im Herzen Südafrikas, an der Grenze Lesothos, bei Michiel Burgers Gestüt in Rosendaal.

Alles wurde sorgfältig gewogen, um das Gesamtgewicht von 50 Kilogramm nicht zu überschreiten, und probegepackt. Totes Gewicht, das die Bewegung des Pferdes nicht ausgleichen kann, muss um die Hälfte geringer sein als das eines Reiters. In vier wasserundurchlässigen Packsäcken und zwei Trosssäcken

mussten wir das Gewicht so bemessen, dass es auf beiden Seiten des Packsattels gleichmäßig verteilt war. Einpacken, umpacken und auspacken, zwischendurch wieder abwägen, so ging das stundenlang, bis sich dann herausstellte, dass ungefähr die Hälfte keinen Platz gefunden hatte. In abgeschwächter Form kannten wir diese Prozedur schon von vergangenen Urlauben. Also, alles von vorne. Wir einigten uns darüber, die Reiseführer, die wir sorgfältig studiert hatten, zu eliminieren. Zu einer kurzen, aber lauten Auseinandersetzung kam es, als es um persönliche Dinge ging. Ich setzte nur eine von meinen vier Pfeifen durch, Esther musste dafür im Gegenzug auf ein zusätzliches Kleid für besondere Anlässe verzichten. Das meiste Gewicht nahmen die Pferdemedizin und das Pflegesortiment für die Reittiere sowie die Campingausrüstung in Anspruch. Falsch - das meiste Gewicht nahm ich persönlich ein. Da ich damals an die 99 Kilo wog, war es für mich an der Zeit etwas abzuspecken. Ich wollte nicht riskieren, dass mein zukünftiges Transporttier schon nach einigen Kilometern beschloss, mich nicht durch Afrika zu tragen. So stellte ich ein Trainingsprogramm zusammen und joggte täglich zwei Stunden gemeinsam mit meinem Warmblut-Wallach Idefix durch die Felder des winterlichen Waldviertels. Tatsächlich schaffte es Idefix, binnen kurzer Zeit einige Pfunde zu verlieren. Nachdem ich meine Essgewohnheiten etwas umgestellt hatte, zeigte auch meine Waage Erbarmen. Ich wog nur noch 92 Kilo, immer noch genug, sich den Unwillen des Tieres zuzuziehen, aber meine Kondition hatte sich rapide verbessert.

Der Countdown war in vollem Gange. Nur noch eine Woche bis zum Abflug. Unser Bauernhof wurde für die Zeit unserer Abwesenheit vermietet, und unsere beiden Pferde konnten wir nach Prüfung der zukünftigen Besitzer reinen Gewissens entlassen und einem neuen Heim zuführen.

Nun waren nur noch Kleinigkeiten zu besorgen. Mein Musikerkollege Martin hatte uns aus seinem Schlagzeug-Sortiment drei kleine Glöckchen geschenkt, die während der Nacht den Standort der Pferde verraten sollten. Zwei Trillerpfeifen waren dazu da, wie beim Pawlow'schen Hund den Pfiff mit der Futterausgabe zu kombinieren und sie jederzeit heranlocken zu können, wenn sie sich zu weit vom Camp entfernt haben sollten.

Unser Sattlermeister Toni fertigte für den Armysattel ein, wie er es nannte, »Princess Pad«, einen Überzug aus Schaffell an. Es sollte gewährleisten, dass auch Esthers Popo die Strapazen einigermaßen überstehen würde.

Allmählich war es dann an der Zeit, dass wir uns von Freunden, Nachbarn, der Familie und den lieb gewonnenen Gewohnheiten verabschiedeten. Der Bürgermeister unserer Heimatgemeinde Heidenreichstein und die Mitglieder des Reitclubs versprachen, kräftig die Daumen zu drücken, und mancher bemitleidete mich jetzt schon wegen meines zimperlichen Hinterteils.

Die Musikerkollegen vom Orchester wünschten viel Glück und fragten, ob ich mein Saxophon mitnehmen würde. Aber ich hatte mich bereits darauf eingestellt, ohne mein geliebtes Instrument auszukommen. Da die Reise auf ein Jahr begrenzt war, würde ich mit dieser Ausnahmesituation leben können.

Hatten wir auch an alles gedacht? Waren wir für das große Abenteuer gut genug vorbereitet? Unsere Nervosität stieg. Die letzten E-Mails mit Glückwünschen von Freunden und aufmunternden Worten CuChullaines wurden ein allerletztes Mal abgerufen. Danach sollte der PC ein Jahr lang ausgeschaltet bleiben. Die letzte Nacht im gewohnten Schlafzimmer, umgeben von vier schützenden Wänden mit Blick auf die holzgetäfelte Decke stand bevor. Ich dachte an das verschneite Waldviertel, die bitterkalten Nächte, an den Wechsel der Jahreszeiten, an meine Musikerkollegen und an all das, was sich während meiner Abwesenheit nicht ändern

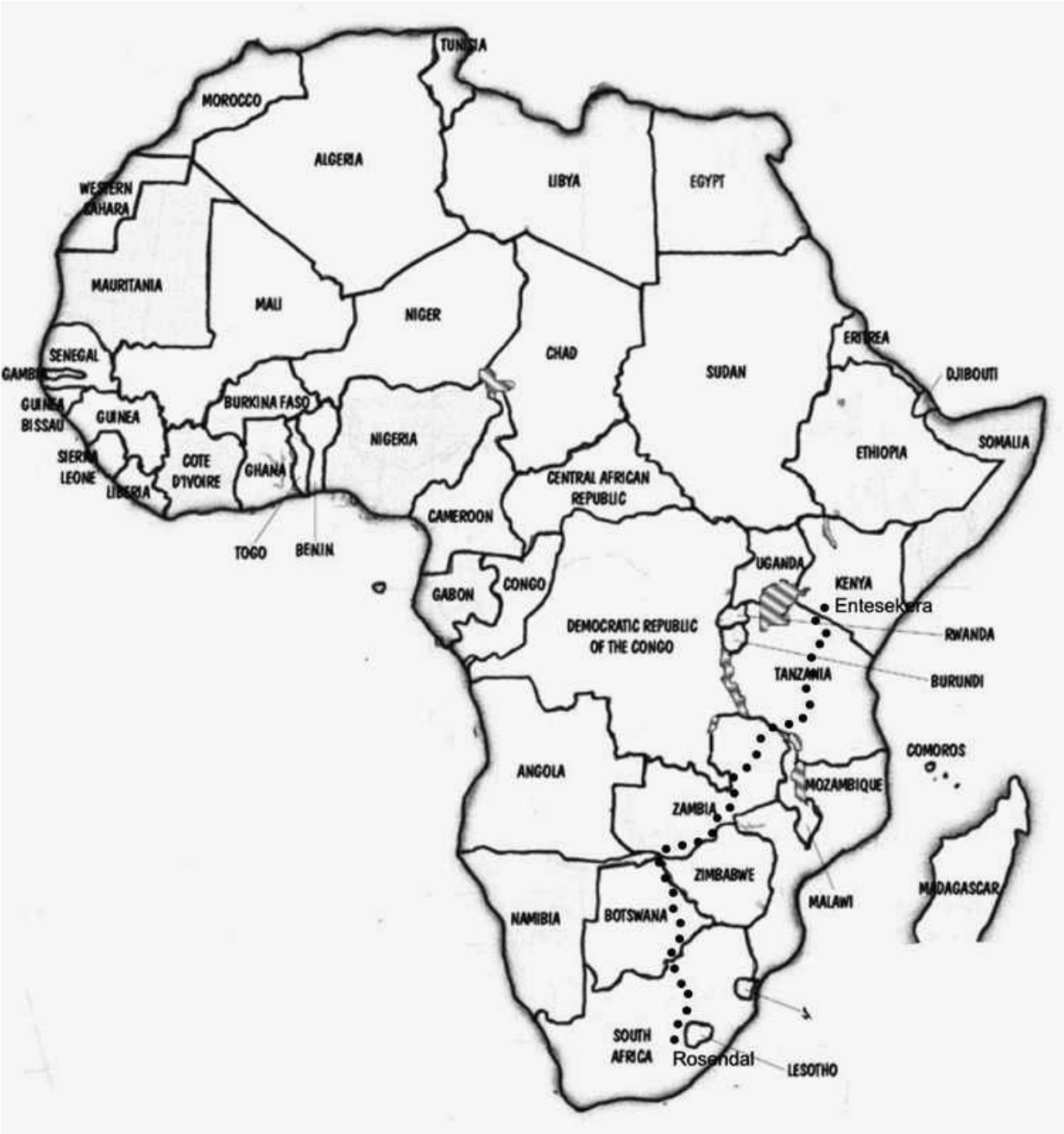
würde. Alles würde seinem gewohnten Trott folgen. Meine Eltern würden sich große Sorgen machen, vielleicht würden sie Esther und mich nie wieder sehen. Anderen Bekannten hingegen würde nicht sonderlich auffallen, wenn ich plötzlich von der Bildfläche verschwunden wäre. Wie würde sich mein Leben ändern? Würde ich eine Lücke hinterlassen, falls mir etwas zustoßen sollte? Waren die Kinder selbstständig genug, ohne mich auszukommen? War ich noch derselbe, wenn ich nach einem Jahr zurückkehrte? Würde ich ohne weiteres mein gewohntes Leben wieder aufnehmen können? Wie würde sich unsere Beziehung entwickeln, wenn wir ein Jahr lang täglich 24 Stunden aufeinander klebten? Esther gingen ähnliche Gedanken durch den Kopf. Wir lagen noch lange wach, ehe uns die Müdigkeit übermannte.

Meine Eltern holten uns pünktlich ab, sodass wir zwei Stunden vor Abflug den Wiener Flughafen Schwechat erreichten. Die Fahrt durch das immer noch tief verschneite Waldviertel verlief sehr ruhig. Es wurde kaum gesprochen. Jeder versuchte seine Ängste, aber auch die freudige Erregung im Zaum zu halten.

Am Flughafen war dann die gesamte Familiendelegation zur Verabschiedung angetreten.

Es gab Umarmungen, Küsse, Glückwünsche, und Tränen flossen. Wir durchschritten die Passkontrolle. Noch ein Blick zurück. Mit dem Daumen nach oben signalisierte ich: »Alles okay. Macht euch keine Sorgen!«

Dann verschwanden Familie und Freunde, und mit ihnen die gesamte westliche Zivilisation. Ich hatte es geschafft, mich vom Alltagsleben zu lösen, mich ein Jahr karenzieren zu lassen und unseren gemeinsamen Traum mit Beharrlichkeit und Mut in die Tat umzusetzen.



Unsere Route durch Afrika

3 Südafrika



Unsere Route durch Südafrika

Wir waren schon einige Stunden unterwegs und hatten das europäische Festland längst verlassen. Unter uns breitete sich eine fremdartig anmutende Landschaft aus. Ausgetrocknete Flussläufe durchzogen ein karges Gebiet. Dann tauchten spärliche hellgrüne Farbtupfer auf, die immer zahlreicher wurden und allmählich in ein kräftiges dunkles Grün übergingen. Minuten später Sand in allen Farbschattierungen, so weit das Auge reichte, und bizarre

Felsformationen, als hätte jemand ein Säckchen mit Kieselsteinen ausgestreut. Eine unendliche Wüstenlandschaft.

Türkis schillernd, wurde ein See erkennbar und eine Straße, die sich durch den Sand schlängelte und wie ein immer dünner werdender Faden am Horizont verschwand. Keine Wolke versperrte die Sicht auf die Landschaft, die wir bald viel näher kennen lernen sollten. Wir befanden uns 10.000 Meter über Kenia. Diesmal sah ich das Land unter mir mit anderen Augen.

In nur einigen Stunden überflogen wir die Strecke, wofür wir zu Pferd ein ganzes Jahr benötigen sollten. Die gewaltige Dimension unseres Vorhabens wurde mir jetzt erst richtig bewusst und erfüllte mich mit Demut und Unsicherheit.

Der leuchtende Feuerball am Horizont schien regelrecht vom Himmel zu fallen, bevor er alles in ein prächtiges Purpur einhüllte. Innerhalb weniger Minuten brach die Dunkelheit herein. Vereinzelt wurden Lichter am Boden erkennbar, die mit dem Firmament verschmolzen und den Eindruck erweckten, in die Weiten des Weltalls zu einem entfernten Stern zu gleiten.

Überwältigt von den Eindrücken, wurden meine Augenlider schwer. Bevor ich einschlief, blickte ich auf die Uhr, und meine letzten Gedanken schweiften in die Vergangenheit: »Im Theater ist gerade die Verbeugung und der Schlussapplaus im Gange. Ja, Zeit für ein Bier mit den Kollegen in der Kantine, so wie jeden Abend. Ob sie sich darüber unterhielten, wo ich mich gerade befand? Vielleicht ja, auch nein ...«

Am 22. März setzten wir den Fuß auf den Kontinent, der so viele Geheimnisse zu bergen schien. Der erwartete Kulturschock blieb vorerst aus: Es gab das übliche Getümmel eines internationalen Flughafens mit Shoppingcenter und Internet-Cafés. Nachdem die Einreiseformalitäten schnell und unkompliziert abgewickelt

waren – niemand achtete darauf, ob wir ein gültiges Rückflugticket besaßen –, suchten wir sogleich eine der unzähligen Autovermietungen auf. Die ersten Dollars wurden in Südafrikanische Rand gewechselt.

Esthers Nervosität spürte ich deutlich. Sie war hellwach, hatte die Arme halb angewinkelt, als mache sie sich für einen Wettkampf bereit, und lief wie ein aufgescheuchtes Huhn hin und her. Ich fand ihr Getue etwas übertrieben. Mir saß hingegen die verkürzte Nachtruhe noch im Nacken. Ich stolperte wie ein Schlafwandler durch die Gegend, was Esther wiederum auf die Palme brachte. Wir ergänzten uns eben. Ein billiger Kleinwagen wurde angemietet, und wir machten uns in freudiger Erwartung auf den Weg nach Rosendaal, zu Michiel Burgers Gestüt. Esther hatte sich wieder beruhigt, und ich erwachte langsam aus meinem Dämmerzustand.

Es war Spätsommer in Südafrika und angenehm warm. Nur ein kurzes Stück Autobahn, dann navigierte mich Esther anhand der neu erworbenen Straßenkarte durch eine atemberaubende Landschaft. Ich kurbelte mein Fenster hinunter, und der Fahrtwind trieb mir den Duft der Herbstblumen und der erntereifen Felder in die Nase. Endlos erstreckten sich die Mais- und Weizen-Anbauflächen links und rechts der schwach befahrenen Landstraße. Im Hintergrund lag die Bergkette Lesothos, die an die alpine Schweiz erinnerte. Wir fuhren durch dünn besiedeltes Gebiet. Scheinbar nicht enden wollende Stacheldrahtzäune begrenzten die Felder und Weiden entlang der Straße, schützten sie, wovor wusste ich nicht. Auffällig auch die Rastplätze, die wegen der Müllberge die Aufmerksamkeit auf mich zogen. Es gab zwar Mülleimer, die aber waren hoffnungslos überfüllt.

Esther betrachtete etwas enttäuscht die Landschaft in Hinblick auf die Reitgegebenheiten: »So wie es aussieht, beschränkt sich das Reiten hier auf die schmalen

Grünstreifen zwischen Asphalt und Stacheldraht.« Sie rief Michiel Burger an, um unser Kommen anzukündigen. Einige Kilometer später bogen wir zu Burgers Farm ab. Mein Herz pochte laut vor Aufregung.

Saftig grüne Wiesen und eindrucksvolle Felsformationen bildeten eine faszinierende Landschaft. Bis zum Horizont sanfte, satte Natur. Pferde weideten friedlich auf beiden Seiten des geschotterten Weges. Der Gedanke, dass drei dieser großartigen Tiere bald uns gehören würden, versetzte mich in Hochstimmung. Auf einer kleinen Anhöhe erblickte ich nach etwa drei Kilometer ein stattliches Steinhaus. Das musste Burgers Anwesen sein. Als wir näher kamen, sah ich, dass Michiel uns schon am Gatter erwartete.

Er ging uns nicht entgegen. Breitbeinig stand er da wie eine Statue. Ein Fleischberg von mindestens 150 Kilo. Auf einem zwischen seinen Beinen platzierten Stock gestützt, wirkte er wie ein zur Verteidigung abkommandierter Soldat. Der lange Mantel reichte fast bis zum Boden, und der Wind entblößte seine kurze Hose darunter. Auch seine Holzpantoffeln passten nicht recht zum Rest des Outfits. Ein breitrempiger Cowboyhut bedeckte sein kurz geschnittenes blondes Haar, die roten Backen leuchteten unter diesem hervor. Zu seiner Rechten saß schwanzwedelnd ein Burebull – eine südafrikanische Dogge –, die zur Grundausstattung eines burischen Haushaltes gehört. Ich muss gestehen, die Ähnlichkeit zu seinem Herrchen war verblüffend.

Michiel begrüßte Esther eher kühl, aber höflich. Meine rechte Hand verschwand in seiner mächtigen Pranke. Er drückte so fest, dass ich danach hinter meinem Rücken die Finger auf ihre Beweglichkeit überprüfte. Leute mit festem Händedruck waren mir in der Regel sympathisch. Ich schätzte ihn auf Mitte fünfzig. Zu meinem Erstaunen stellte sich später heraus, dass dieses Schwergewicht um einige Jahre jünger war als ich, also nicht einmal vierzig.

Förmlich präsentierte er uns seine zierliche Frau und stellte seine wohlerzogenen Kinder vor, die manierlich grüßten und eine altmodische Verbeugung machten.

Es war sofort klar, wer hier das Sagen hatte. Michiel war das, was man bei uns als einen Patriarchaten bezeichnet. Wenn er sprach, hatten alle anderen Pause. Aber da sich jedes Familienmitglied seiner Rolle bewusst war, strahlten sie eine Harmonie aus, die mich an die amerikanische Vorabendserie »Meine kleine Farm« erinnerte. Auch das übrige Ambiente versetzte mich augenblicklich in das Amerika der Jahrhundertwende: massive Natursteinwände, ein alter Schifferboden, antike Möbel, jede Menge Tüll, ein offener Kamin und eine Pendeluhr, welche lautstark ihre Funktionstüchtigkeit bekundete und die gespenstische Stille zwischen den anfänglichen Gesprächspausen untermalte. An der mit dunklen Eichenbohlen durchzogenen Decke hing ein pompöser Kristalllüster, und überall an den Wänden verteilten sich Marienbilder und Kruzifixe in verschiedenen Größen. Alles wirkte für unseren Geschmack etwas ungewöhnlich, aber bei näherer Betrachtung sehr gemütlich.

Michiel nahm in seinem Herrschaftssessel Platz, um uns zu befragen, was uns bewogen hätte, eine solche Reise zu unternehmen. Er wirkte wie ein Monarch bei der Anhörung seiner Untertanen. Michiel füllte den Königsthron, auf dem Esther und ich gemeinsam bequem Platz gefunden hätten, vollständig aus. Trotz seiner Körperfülle wirkte er aber nicht behäbig.

Seine beiden Söhne waren indes mit Farmarbeit beschäftigt, und seine Frau bereitete in der Küche einen Imbiss vor. Interessiert hörte er unseren, oder besser gesagt Esthers Ausführungen zu. Er verstand unsere Beweggründe und zollte uns gehörig Respekt für unser Vorhaben.

»Ich habe für euch bereits die richtigen Pferde ausgesucht und sie von der restlichen Herde getrennt,

damit sie sich aneinander gewöhnen können«, meinte Michiel schließlich. Außerdem sei er seit geraumer Zeit damit beschäftigt, die Pferde zu trainieren und sie an die Fußfesseln zu gewöhnen.

»Wenn sie an den Vorderbeinen diese Lederriemen tragen, die ich für euch angefertigt habe, können sie grasen, wo es ihnen beliebt und sich vom Lager nicht zu weit entfernen«, fügte er hinzu.

Michiel stellte sich als überaus kooperativ heraus. Seine anfängliche Ruppigkeit wich allmählich und seine Frau und er entpuppten sich als perfekte Gastgeber.

Da Esther aus Deutschland und ich aus Österreich stammten, entstand unweigerlich eine Diskussion über das Dritte Reich. Die Meinung Michiels über dieses traurige Kapitel der Geschichte versetzte uns beide in Erstaunen. Als Michiel betonte, dass Adolf Hitler doch irgendwie ein Held gewesen war, ließ dies Esther die Zornesröte ins Gesicht steigen. Michiel zuckte überrascht zusammen, ließ sich durch Esthers vehemente Berichtigung jedoch erstaunlich schnell davon überzeugen, dass dem nicht so war. Vielleicht hätte er da etwas falsch verstanden, verteidigte er sich. Aber er lasse sich gerne belehren. Wie wir im Laufe der Reise bemerken sollten, war Michiel mit seiner Sichtweise der Dinge zumindest in diesem Teil Südafrikas noch eher gemäßigt.

Um die Gastfreundschaft nicht unnötig zu strapazieren, versuchte ich das Gespräch auf banale Alltagsthemen zu lenken. Dabei stellte sich heraus, dass Michiels Humor nicht zu wünschen übrig ließ. Er hatte nach anfänglicher Irritation den Eindruck, dass die Partnerrollen bei uns vertauscht waren, und nahm mich deswegen auf die Schippe. Was mich allerdings nicht störte, er teilte nämlich in alle Richtungen gleichmäßig aus, und Esther schoss mit spitzer Zunge zurück, als es darum ging, wie viele Worte sie in einer Minute herausprudeln konnte. Die Unterhaltung wurde immer aufgelockerter. Wir verstanden uns prächtig,

nachdem wir unsere unterschiedlichen Ansichten bezüglich »deutscher Geschichte« beiseite geschoben hatten und die Fronten geklärt waren. Michiel machte den Eindruck, mit sich und der Welt zufrieden zu sein. Er hatte eine nette Familie, und das gab ihm Sicherheit.

Wir konnten es natürlich nicht mehr erwarten, die Pferde zu sehen. Michiel schlug uns die Bitte nicht ab. Wir gingen nach draußen und näherten uns dem Gatter. Zum ersten Mal sahen wir die Tiere, die uns ein Jahr lang durch den afrikanischen Busch begleiten sollten. Alle drei standen dicht beisammen und grasten friedlich, nicht ahnend, was auf sie zukommen würde.

Weder Esther noch ich waren abergläubisch, aber in der Reiterwelt bringt es angeblich Unglück, die ursprünglichen Namen der Pferde zu ändern. So beschlossen wir, es dabei zu belassen, dass sie so hießen, wie Michiel oder ein Vorbesitzer sie genannt hatte. Der momentane Herdenführer war mit dem einfallslosen Namen »Roland« bedacht worden. Ein Boerperd-Wallach feinsten Sorte. Er sah von den dreien am kräftigsten aus, hatte herrlich schwarz glänzendes Fell, einen Kopf, der einem reinrassigen Araber glich, und eine Blässe, die sein Gesicht verfeinerte und es dadurch besonders sympathisch machte. Der Ausdruck von Traurigkeit in seinen Augen war keine Eigenart Rolands. Meines Erachtens besitzen alle Pferde diesen faszinierenden Blick, der bei Menschen den Beschützerinstinkt weckt. Der lange, buschige Schweif war im Dauereinsatz, um die Fliegen zu vertreiben. Ein einziges Muskelpaket von graziler Schönheit.

Neben ihm sein Bruder »Armand«. Er unterschied sich von Roland durch seinen bräunlichen Teint und seine etwas kleinere Statur. Sonst wirkte er genauso kräftig wie Roland. »Tabak« hingegen hob sich deutlich von den Brüdern ab. Er war rotweiß gesprenkelt und erschien mir nicht so gut genährt. Ich tat meine Bedenken kund, doch Michiel, der Fachmann, meinte: »Lasst euch nicht täuschen,

dieses Pferd ist sehr stark. Und wenn es innerhalb Südafrikas ein Problem geben sollte, mach ich euch das Angebot, ihn auszutauschen.«

Wir ließen uns von diesem Angebot zufrieden stellen, wollten aber, bevor wir zusagten, noch einige Ausritte machen, um die Pferde zu prüfen. Ich begann mich Roland zu nähern, um ihn fachmännisch unter die Lupe nehmen zu können. Roland hielt nicht viel von dieser Idee. Bevor ich ihn fassen konnte, zog er es vor davonzutrablen, und seine Kollegen folgten auf dem Fuße. In Michiels Augen muss ich wie ein Greenhorn ausgesehen haben. Ich hatte mit meinen Pferden zu Hause nie ein Problem, sie von der Weide zu holen.

Michiels Söhne trieben die kleine Herde fachkundig in eine Ecke, sodass sie nicht mehr fliehen konnten, und brachten sie zur näheren Betrachtung wieder herbei. Für sie war es Routinearbeit. Ich wusste, dass ich von den Jüngsten hier noch eine Menge lernen konnte. Diese Burschen waren von klein auf gewohnt, mit Pferden umzugehen, und bevor sie noch laufen konnten, hatte Michiel sie in den Sattel gesetzt.

Roland war ein stolzer Exhengst, er hatte es nicht gerne, wenn man seinen Kopf berührte. Seine Ohren waren mit Zecken übersät und an seiner hinteren Fessel zeigte sich eine Schürfwunde. Michiel beschwichtigte: das sei alles kein Problem, in ein paar Tagen sei das in Ordnung, er garantiere dafür.

»Die Verletzung hat Roland sich beim Training zugezogen. Es ist wichtig, dass er sich an die lange Leine gewöhnt, manchmal erzielt man Ergebnisse nur über den Schmerz«, erklärte er.

Armand hingegen war wesentlich zutraulicher. Er suchte sofort nach Leckereien, die er in Esthers Tasche vermutete. Für Esther war es Liebe auf den ersten Blick. Mir wiederum imponierte Rolands edles Gehabe, und da er der Kräftigste in der Runde war, schien klar zu sein, dass er

mein Begleiter werden sollte. Wir hatten geplant, die Pferde abzuwechseln, da dadurch die Gefahr von Satteldrücken nicht so groß sein würde und eine gleichmäßige Auslastung erzielt werden könne. Tabak zierte sich ebenfalls, wenn man ihn berührte. Aber ich hatte Vertrauen zu Michiel und verstand, dass es ihm nicht möglich war, mit jedem seiner Pferde eine persönliche Bindung aufzubauen, zumal er Hunderte davon besaß.

Michiel hatte erst kürzlich an die Regierung Angolas 50 Pferde verkauft, obwohl er wusste, dass sie dort zur Landminensuche eingesetzt werden. Eine ziemlich makabre Geschichte, wenn man bedenkt, dass sie deshalb verwendet werden, weil sie billiger als Fahrzeuge sind. Bei Burgers jedoch hatten die Pferde ein großartiges Leben, in freier Natur und mit natürlicher Fortpflanzung.

Am nächsten Tag würden wir einen ersten Ausritt in diese herrliche Gegend unternehmen. Doch zunächst war Abendessen angesagt. Frau Burger war eine ausgesprochen gute Köchin. Ich hatte dies aufgrund der nicht gerade zarten Erscheinung Michiels schon vermutet. Esther, das Familienoberhaupt und ich nahmen an dem massiven Holztisch Platz. Die Söhne halfen artig, die Speisen herbeizubringen, die ausgesprochen verführerisch dufteten, aber noch nicht zu identifizieren waren.

»Süßer Kürbis, Kartoffelkuchen und Huhn nach Buren-Art. Meine Frau kocht immer traditionell und nicht zu knapp«, meinte Michiel lakonisch. Ich zweifelte nicht an seinen Worten. Als alle am Tisch saßen, reichten sie einander die Hände, und wir taten es ihnen gleich. Ein kurzer Blick zu Esther verriet mir, dass sie sich nicht ganz wohl in ihrer Haut fühlte. Aber für die Familie Burger war es selbstverständlich, vor und nach jedem Mahl zu beten, das vielleicht gerade aus diesem Grunde himmlisch schmeckte.

Wir bezogen das Gästehaus und fühlten uns pudelwohl. Burgers Gockelhahn weckte uns zu früh, aber

wir mussten uns ohnehin an ein anderes Zeitverhalten gewöhnen. In Zukunft hieß es, im Morgengrauen aufstehen, und wenn die Sonne untergeht, beginnt die Nachtruhe. Als wir beim Frühstück saßen, waren die Pferde bereits gesattelt und die ganze Familie bis auf Michiels Frau bereit, mit uns einen Ausritt zur Jungherde in die Berge zu unternehmen. Wir mussten keinen Handgriff tun, Michiel hatte Personal dafür. Der Übergewichtige schwang sich elegant auf sein gesprenkeltes Pferd, welches zu meinem Erstaunen keinen Mucks von sich gab. Michiel nahm mir damit unbewusst die Sorge, die ich mir wegen meines Gewichtes machte.

Roland war traumhaft. Kein Vergleich zu seinem divenhaften Gehabe, wenn man nicht auf ihm saß. Burger betonte, dass Roland das Lieblingspferd seines Sohnes war, und dass dieser regelmäßig mit ihm an Showturnieren teilgenommen hatte. Roland war also wirklich hervorragend trainiert und nicht zu vergleichen mit den Pferden, die wir im Waldviertel unser Eigen nannten. Auch Esther fühlte sich wohl auf Armand. Wir probierten alle Gangarten aus. Ob Galopp, Trab, Tölt oder Schritt, sie waren leichtgängig, bequem und folgsam. Unterwegs wechselten wir dann und probierten Tabak, der sich ebenfalls als sehr leichttrittig herausstellte. Ohne zu stolpern, überwandten die Tiere Passagen, die ich normalerweise nur Bergziegen zugetraut hätte. Unsere Kollegen im Reitklub wären über die Kletterkünste dieser prächtigen Tiere ziemlich erstaunt gewesen. Schon nach diesem ersten Ritt waren wir überzeugt, dass dies die richtigen Pferde für unsere Reise waren.

Eine Woche blieb uns noch bis zum endgültigen Start. Während Michiel Burger sich um die Gesundheitspapiere für die Pferde kümmerte, fuhren wir in die Hauptstadt Pretoria, um die für den Grenzübertritt nach Botswana nötigen Formulare zu besorgen. Dies gestaltete sich äußerst unbürokratisch. Esther besaß die besondere Gabe, durch ihr

selbstsichereres Auftreten und ihr sprachliches Geschick mehr oder weniger beflissene Staatsdiener davon zu überzeugen, uns bevorzugt behandeln zu müssen. Bis jetzt lief alles wie am Schnürchen. Ein Packen Papiere wurde ihr ausgehändigt, und die Einfuhr für die Pferde nach Botswana war gesichert. Unsere Visa für das Nachbarland würden direkt an der Grenze ausgestellt werden, sagte man uns. Ein paar Kleinigkeiten wurden noch besorgt. Dabei mussten wir die Erfahrung machen, dass in einem Land, wo Pferde zur Farmarbeit eingesetzt werden, Sättel um ein Drittel billiger waren als bei uns. Man konnte sie in jedem Supermarkt in der Pferdeabteilung kaufen. Auch Medizin war um einen Pappenstiel zu erstehen.

Wir nützten den Rest des Tages, um Pretoria näher kennen zu lernen. An einem Marktstand erstand ich Nüsse. Wir schlenderten durch die Straßen und genossen die wärmende Sonne. Die südländische Atmosphäre versetzte uns in gute Laune und ließ uns in einem netten Straßencafé in der Fußgängerzone verweilen. Plötzlich tauchte ein Mann auf: »Ich habe ihnen irrtümlich zu wenig Restgeld zurückgegeben«, sagte er entschuldigend. Der Nussverkäufer war uns bis zu dem Café gefolgt, um mir umgerechnet zwei Cent zu bringen! Ich war gerührt von dieser Ehrlichkeit, in Anbetracht der Schauermärchen, die ich über Südafrika erfahren hatte.

Wir waren guter Dinge. Bevor wir uns auf den Rückweg zu Michiel und seiner Familie machten, besuchten wir den Golden Gate National Park, der auf unserer Strecke lag. Ich rief mir den Reiseführer, der die Gewichtskontrolle nicht bestanden hatte, in Erinnerung und wusste, dass dieser Park zu den Highlights im Oranje Free State gehörte. Wir bewunderten die massiven, farbenprächtigen Sandstein-Formationen, die goldgelb im Abendlicht leuchteten. Sie hatten dem Park seinen Namen gegeben. In dem 11.600 Hektar großen Naturpark sollen unter anderem Gnus, Antilopen und Bergzebras leben, die wir allerdings